

Nekr
D
47



Nekr D 47

G E D E N K F E I E R

anlässlich der Bestattung von

Karl Heinrich D a v i d

Montag, den 12. Mai 1951
im Krematorium in Zürich

*

G 158
Steno
2.

ENTWURF

DES NEUEN BÜCHERHAUSENS

IN ZÜRICH

VON

DR. H. R. ...



ORGEL-EINGANGSSPIEL

"Actus tragicus"

Adagio in Es-Dur aus der Kantate Nr.106
"Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit"

von Johann Sebastian Bach

*

Abdankungsansprache

von Pfarrer Karl F u e t e r

Unserem Gott, der allein Unsterblichkeit hat, der aber auch uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Jesus Christus, sei Ehre und Anbetung in der Gemeinde.

A m e n .

*

Liebe Leidtragende!

Wir haben uns hier vereinigt zum Abschied von

Karl Heinrich D a v i d ,

Musiker, von Basel, Gatte der Olga geb. Rohde. Er war geboren am 30. Dezember 1884 und wurde heimgerufen am 17. Mai in einem Alter von 66 Jahren und 4¹/₂ Monaten.

Wir wollen uns zuerst noch einmal seinen Lebenslauf gegenwärtigen anhand der Mitteilungen, die uns aus dem Trauerhause zugekommen sind.

Karl Heinrich David wurde am 30. Dezember 1884 in St. Gallen geboren als ältester Sohn des Heinrich David und dessen Gemahlin Virginia geb. Grossmann. Er verlebte in Basel, wo bald daraufhin sein Vater in den Regierungsrat berufen worden war, mit seinen drei jüngeren Schwestern eine glückliche Jugend in einem Elternhaus, das seinem lebhaften Geist und seinem künstlerischen Temperament reiche Nahrung bot. Er durchlief die Basler Schulen, das Gymnasium und die obere Realschule, aber sein Interesse und seine Liebe galten von Anbeginn der Musik und seinen Studien an der Basler Musikschule. Alle freie Zeit widmete er seiner Geige und dem freien Phantasieren am Klavier. Statt Schularbeit zu machen, versuchte er sich im Komponieren und schrieb ein erstes Chorwerk "Prometheus" nach Goethe. Er genoss Kompositionsunterricht bei Hans Huber, dem er sein erstes Opus, ein Klaviertrio, widmete.

Nach absolvierter Maturität ging er an das Konservatorium von Köln, wo Steinbach und Ludwig Wüllner wirkten, von dort nach München, wo er in Ludwig Thuille einen verehrten Lehrer, in Walter Courvoisier einen lieben Freund fand. Nach einer kurzen Dirigentenpraxis am Stadttheater von Harburg kehrte er in die Schweiz zurück, wo er von 1910-1914 als Lehrer für Theorie und Solveggio an Musikschule und Konservatorium von Basel tätig war, gelegentlich als Gastdirigent in den Sinfoniekonzerten von Basel, St. Gallen, Zürich und Bern auftrat und als Chordirigent amtete.

1911 trat er anlässlich eines Tonkünstlerfestes in Luzern zum ersten Mal mit einem grösseren Chorwerk an die Öffentlichkeit, mit dem "Hohe Lied Salomonis". In diese Jahre fallen auch die ersten Kompositionen für grosses Orchester und das erste Streichquartett, dem später eine stattliche Reihe von Kammermusikwerken folgen sollten. Durch seine Chordirigentenpraxis wurde er zu zahlreichen Männerchören angeregt. 1914 schrieb er für die schweizerische Landesausstellung in Bern das Festspiel "Die Bundesburg" nach Text von Carl Albrecht Bernoulli. Nebenher beschäftigte er sich unablässig mit Entwürfen für die Oper.

1911 verheiratete er sich mit Margarethe Hausmann aus Iserlohn in Westfalen, einer Sängerin, die er am Kölner Konservatorium kennengelernt hatte, die gleich ihm mit leidenschaftlichem Interesse in der Musik lebte und regen Anteil nahm an seinem musikalischen Schaffen.

Immer wieder zog es ihn nach Deutschland, von dessen blühendem Musikleben er sich Nutz und Förderung versprach. 1917 leitete er in Berlin den Frauenchor von Anna Wüllner, für den er sechs Frauenchöre mit Orchester schrieb. Längere Zeit verlebte er auf der Bergstrasse bei Darmstadt. 1921 wurde im Stadttheater von Basel das dramatische Märchenspiel "Aschenputtel" aufgeführt. Hierfür wie für die späteren Opern "Traumwandel" nach Turgeniew, "Der Sizilianer" nach Molière, "Weekend", schrieb er sich die Texte selber. Grössere Werke für Soloinstrument und Orchester sowie Gesangskompositionen entstanden. 1927 erklang am Zürcher Stadttheater das liebliche "Jugend-Festspiel", das er Mimi Scheiblauber und ihrer musikalisch-rhythmischen Schule widmete. Erst 1928 liess er sich endgültig in Zürich nieder. Hier fand sich ein anregender Freundeskreis zusammen: zu den Musikern Othmar und Hilde Schoeck, Walter Schulthess und Stefi Geyer, Hermann von Glöck, gesellten sich gerne die Zürcher Maler und Bildhauer sowie die beiden Kritiker Ernst Isler und Willy Schuh. Er übernahm die Schriftleitung der Schweizerischen Musikzeitung, der er bald zu grösserer Bedeutung und höherem Ansehen verhalf, denn ihm war die Gabe des Wortes ebenso verliehen wie die der Töne. Er führte eine leichte Feder. "Das Schwitzen beim Komponieren gefällt mir nicht", pflegte er zu sagen; dies galt auch für sein Schrifttum. Klare Disposition, dies Merkmal eines romanischen Geistes, gallischer Witz, humorvolle Einfälle und temperamentvolle Vorstellungskraft kennzeichnen seinen Stil wie seine anregenden Gespräche. Neben dem lebensvollen Künstler lebte in ihm der Gelehrte, der ein umfassendes Wissen auf allen Gebieten der Kultur sein Eigen nannte, und dem es wohl mehr gegeben war, sich in der Stille weiterzubilden als in der Öffentlichkeit sich durchzuschlagen. In den Dreissigerjahren entstand das wohl am meisten aufgeführte Werk "Partita für Streichorchester und Pauken", ein launiges Stück, in dem Erinnerungen an die Basler Fastnacht und an die Jugendzeit spuken. Eine von ihm besonders gepflegte und bevorzugte Kunstgattung war die Kantate für Singstimme mit Instrumenten. In der Reihe dieser Werke ragen die "Minnelieder nach älteren Texten" hervor. 1941 gab er die Schriftleitung der Schweizerischen Musikzeitung weiter. Es drängte ihn, sich ganz seinem eigenen Schaffen zu widmen. Ein Concertino für Fagott und Orchester eröffnete den Reigen von Werken mit neuartiger Besetzung, unter denen ihm ein

"Duo concertant für Flöte und Gitarre" besonders am Herzen lag.

Nach dem Tode seiner ersten Frau vermählte er sich 1944 mit Olga Rohde aus Basel, die ihm eine Tochter in die Ehe brachte. Das häusliche Glück seiner sieben letzten Lebensjahre genoss er mit tiefster Dankbarkeit. Seit 1944 war er wieder als Musikkritiker tätig, diesmal an der "Tat", denn er erkannte in der Kritik immer mehr die erzieherische und kulturfördernde Kraft. Ausgedehnte Ferienreisen führten ihn alljährlich in den Süden, wo sich sein Wesen und sein Temperament heimatlich fühlten, an das Adriatische Meer und an die Küste von Bordeaux. Eindrücke des Meeres im Licht und im Sturm fanden in den Orchesterwerken "Les Préludes" besonders aber in "Symphonie de la Côte d'Argent" ihren Niederschlag. Eine heitere Ouvertüre "Maskerade" beschliesst im Jahre 1950 die reiche Fülle seiner Kompositionen.

Während seiner letzten Krankheit erkannte sein verehrter Arzt und Freund seine grosse Sehnsucht nach dem Süden. Er willfahrte dahereine Reise nach Nervi. Dort ist er am 17. Mai Mittags 12 Uhr an den Folgen eines Bronchialleidens entschlafen.

Liebe Leidtragende!
Liebe Trauerversammlung!

Wir wollen unsere Abschiedsworte unter das Wort des Apostels Paulus, 2. Kor. 4,18, stellen:

"Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig."

A m e n .

Liebe Anwesende!

Eben haben wir uns noch gefreut, dass im Rahmen der Zürcher Sechshundertjahrfeier in einem Volkskonzert die "Partita für Streichorchester und Pauken" gleichzeitig mit drei andern zeitgenössischen Kompositionen aufgeführt wurde, und dass deren Klänge durch den Rundfunk in die weite Welt hinaus gesendet wurden. Unserm Freund hat dieser Erfolg noch wohlgetan, doch hat er ihn nicht persönlich entgegengenommen, denn bereits weilte er in seinem geliebten Süden und suchte dort in

den wärmeren Gestaden Erholung. Wie ernst der Gesundheitszustand damals schon war, wussten seine Nächsten und erkennen wir heute alle. Leider war auch in Italien der Frühling überaus frostig und er musste sich bald zu Bette legen. Aber auch vom Krankenzimmer aus genoss er die schöne Natur; die Blumen und den Ausblick auf das Meer taten ihm wohl. Dabei war er sich, wenn auch zwischenhinein immer wieder die Hoffnung und der Gedanke an neue Pläne aufwachten, über seinen Zustand klar, sprach mit seiner Gattin über alle Möglichkeiten, auch über die Art der Stunde, die uns jetzt hier vereinigt. Er war dankbar für die Fürsorge eines sorgfältigen Arztes, vor allem aber für die treue und hingebende Pflege, die ihm seine Gattin zuteil werden liess. So vergingen die Tage, bis er am letzten Donnerstag sanft entschlafen durfte.

"Was sichtbar ist, das ist zeitlich." - Dieses Gesetz hatte sich auch an ihm erfüllt. Denn es gilt nicht nur für die Natur mit ihrem Blühen und Welken, auch nicht nur für das, was wir Menschen mit Hand und Geist schaffen; es gilt auch für das wichtigste Werk, das einem jedem von uns anvertraut ist: die Formung und die Gestaltung des eigenen Wesens. So ist er aus dieser Zeitlichkeit und aus der Sichtbarkeit hinausgetreten. Wir spüren die Lücke und sind von Traurigkeit erfüllt.

"Was sichtbar ist, das ist zeitlich." - Irren wir uns, wenn es uns beim Rückblick vorkommen will, als wenn dieses Wort in gewisser Beziehung überhaupt für sein ganzes Wesen charakteristisch wäre? Konnte er nicht mit gewohnter Freundlichkeit und einer gewissen Ironie uns anblicken, als wollte er sagen: nehmt doch nichts allzu tragisch, denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, ist nicht so überaus wichtig? Nicht dass er dadurch zum Pessimisten geworden wäre, der in Bitterkeit Anklagen hätte erheben wollen. Noch viel weniger hat er daraus den Schluss der Gleichgültigkeit oder gar der Leichtfertigkeit gezogen, es sei ja doch alles ohne Bedeutung. Dazu war ihm die Musik viel zu wichtig und sie nahm er viel zu ernst, als dass er auf solche Abwege hätte geraten können. Er hat bei aller scheinbaren Nonchalance sehr eifrig und fleissig gearbeitet und hat sich ganz der Musik hingegeben. Wenn er auch in der Schulzeit die Musik und andere Liebhabereien den offiziellen Pflichten vorzog, so war das damals noch in Basel eine verbreitete Auffassung: man nahm die Schule noch nicht so heilig ernst und sah noch nicht in ihr die Entscheidung über den Wert eines Men-

schen und seiner Leistungen! Aber er hat fleissig gearbeitet an seiner Geige, er hat seine Studien emsig betrieben, er hat, als er nicht mehr lernte, auch lehrend seine Aufgaben als wichtig angesehen und sich bemüht, sie zu erfüllen. Er hat emsig sich hingegeben der schöpferischen Tätigkeit des Komponisten. Und als er die Schweizerische Musikzeitung redigierte, lag es ihm daran, nicht nur das Bestehende weiterzuführen, sondern es auszubauen. Ebenso legte er in den letzten Jahren seine ganze Verantwortung in seine kritische Tätigkeit. Man begann auch gleich aufzumerken und von seinen Artikeln zu reden, waren sie doch originell und voll Geist, ein Zeichen der umfassenden Bildung, die er sich im Lauf der Jahre erworben hatte, und dabei doch immer willig zur Anerkennung der Leistungen Anderer. Aber stets war eine gewisse Distanz vorhanden. Sie zeigte sich in seinem grossen Freiheitsbedürfnis. Er konnte auf die Länge keine festen Bindungen ertragen. Das gilt bei seinem beruflichen Wirken. All das Kleinliche und Unangenehme, das mit jeder offiziellen Tätigkeit verbunden ist, empfand er nach einiger Zeit als Hemmschuh und als Schaden für seine innere Entfaltung. Er wollte immer wieder zu Hause und auf Reisen Neues aufnehmen. Er ging auch gern - zum Unbehagen seiner Angehörigen - mit Vorliebe als Einzelgänger in die Berge. Dort zu weilen und sich den Natureindrücken hinzugeben, vom frischen Morgen über den heissen Mittag bis zu den längerwerdenden Schatten des Abends, war ihm Bedürfnis, und daran wollte er durch keine Berufspflichten gehindert werden. Er blieb deshalb auch, wenn wir recht sehen, in einer gewissen Distanz zu seiner Kunst. Er legte sich nicht fest auf eine bestimmte Gattung, sondern in vielseitiger Begabung versuchte er sich auf allen Gebieten der Musik, vom kleinsten Lied bis zur grossen Oper, von der Kammermusik bis zur Symphonie, und es lockte und reizte ihn immer wieder, eine neue Zusammenstellung herauszufinden, neue Klänge tönen zu lassen und Unerwartetes und Unvermutetes zustande zu bringen.

Auch in seinem Stil legte er sich deshalb nicht fest. Während er selber mit seiner Ausbildung aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, das heisst aus der Zeit vor den Weltkriegern stammte, wollte er doch mitgehen mit der Zeit, sich immer weiter entwickeln und entfalten und nicht stillestehen. Er verstand deshalb auch die Jungen und beschäftigte sich mit ihren Problemen und nahm so eine Art Mittlerstellung ein. Dass

er mit den Jungen jung sein konnte, wissen vor allem auch seine Neffen und Nichten, die in freundschaftlichem Verhältnis zu ihm standen und ihren Onkel schätzten.

So wahrte er schliesslich auch eine gewisse Distanz zu der eigenen Person. Es wird ihn wohl sicherlich öfters geschmerzt haben, dass ihm eine eigentliche Popularität versagt blieb. Und als ihm bei der Landesausstellung in Bern vielleicht die Möglichkeit geboten war, weiteste Kreise auf ihn aufmerksam zu machen, veränderte, wie nachmals bei der Zürcher Landesausstellung, der ausbrechende Krieg die Verhältnisse völlig; das Gegenwärtige wurde zu ferner Vergangenheit. So schuf er seine Werke nicht für den Ruhm. Er war ohne persönlichen Ehrgeiz. Wenn sie nur den Intentionen des Schöpfers entsprechend erklangen, so war ihm das wichtiger, als dass sie immer neu aufgeführt wurden. Er hatte zu viel Humor und einen allzu ausgeprägten Sinn für das Komische; er konnte bei seiner Beobachtungsgabe auch sich selber nicht allzu ernst nehmen in den irdischen Angelegenheiten.

Es war doch ein reiches und schönes Leben. Er war nicht nur begabt, sondern er durfte seiner Begabung leben. Er hatte nicht nur hohe Interessen, sondern er durfte sich auch von Jugend auf ungehemmt ihnen hingeben. Sicherlich fehlte das Schwere nicht. Er verbarg es in sich und pflegte nicht davon zu reden. Aber einmal blieb ja die Anerkennung nicht aus. Und als er seine Gattin verlor, wurde ihm eine neue, glückliche und harmonische Häuslichkeit geschenkt. Er besass einen kongenialen Freundeskreis und durfte nach seiner Art sein Leben führen. So bleibt uns doch nichts anderes übrig, als uns zu beugen unter das Gesetz: "Was sichtbar ist, das ist zeitlich", aber zugleich von ganzem Herzen zu danken für allen Reichtum, der in diese Zeit seines Lebens hineingelegt wurde und von ihm ausströmte. -

"Was sichtbar ist, das ist zeitlich", der Apostel fährt allerdings fort und sagt: "Was aber unsichtbar ist, das ist ewig." Und das ist ihm als göttliche Wahrheit noch wichtiger als der erste Teil. Ob hier auch der Entschlafene mitgeht und zum ersten Teil dieses Bibelwortes den zweiten bekennt und mitunterschreibt? Er hat etwa in seiner leicht spöttischen Art gesagt, er sei ein Heide; aber seine Lebenshaltung hat dieses Wort nicht bestätigt. Und seine Allernächsten, die es wissen müssen, sind im Tiefsten überzeugt, dass er wohl keine Worte machen konnte über das, was ihn im Innersten bewegte, dass er

sich aber beugte unter die Majestät des Ewigen, der über uns allen waltet. Er hat nicht nur Goethe gelesen, sondern auch die Bibel. Und es gibt uns zu denken, dass er gerade in letzter Zeit sich mit der Komposition einer Messe beschäftigte und dabei ausgerechnet das Credo fertiggeschrieben ist.

Doch haben wir darüber nicht zu befinden. Jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn und jeder bittet für sich: "Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir weise werden." - Aber mahnen lassen wollen wir uns alle, nicht nur an die Vergänglichkeit des Zeitlichen und Sichtbaren zu denken, sondern gerade darauf uns hinweisen zu lassen, dass es noch anderes gibt, als das sichtbar Zeitliche, nämlich das unsichtbar Ewige. Und zwar gibt es nicht nur das unsichtbare Reich des Geistes, auch nicht nur das unsichtbare Reich der Kunst, sondern es gibt noch jenes andere unsichtbare Reich, das wir die Ewigkeit nennen, das Gott und die Welt, Schöpfer und Schöpfung und das Geschöpf voll und ganz nach Leib, Seele und Geist umfasst, jene unsichtbare ewige Welt, die mit Jesus Christus sichtbarlich in diese Zeit hineingetreten ist. Und wer sich dieser Macht hingibt, der weiss sich in aller Dunkelheit der Zeit und in aller Arglist der Gegenwart gesichert und geborgen, denn Christus spricht: "Ich bin gekommen, dass sie das Leben und volle Genüge haben sollen." -

So sagen wir Gott Lob und Dank für alles Gute, das er dem Entschlafenen in seinem Leben und in seinem Sterben erwiesen hat und was er in Ewigkeit an ihm vollenden wird. Wir sagen Gott Lob und Dank für alles Gute, das er uns durch ihn hat zuteil werden lassen. Wir bitten Gott, dass er uns helfe ein christliches Leben zu führen, damit wir zu unserer Zeit ein gutes Ende davontragen mögen.

A m e n .

*

VIOLINVORTRAG

von Stafi Geyer
begleitet von Walter Meyer,
Organist an der St.Peterskirche in Zürich

Largo aus einer Sonate
von Georg Friedrich Händel

*

Ansprache von Herrn Redaktor Peter Otto Schneider

Verehrte Leidtragende!
Meine Damen und Herren!

Die Redaktion der Tat hat mich beauftragt ein Wort des Gedenkens an unsern Mitarbeiter Karl Heinrich David zu sprechen.

Ich habe diese schmerzliche Pflicht gern übernommen. Der unerwartete Verlust eines immer liebenswürdigen, freundschaftlich gesinnten und überaus loyalen Kollegen hat auch mich schwer getroffen. Karl Heinrich David war in erster Linie praktischer Musiker, schaffender Musiker. Die musikschriftstellerische Tätigkeit war bei ihm nur von sekundärer Bedeutung. Reiche Erfahrungen, die er auf seinen Auslandsreisen gesammelt hat, eine scharfe Beobachtungsgabe für das musikalische Geschehen um uns und wohl auch der Zwang, sich mit den Zeitströmungen auseinanderzusetzen, mit der Krisis der abendländischen Musik überhaupt, trieben ihn zu kritischer Äusserung. Seine Gewandtheit, sein eleganter Stil, der so viel Ähnlichkeit mit seinem musikalischen Stil hatte, machte ihm das Handwerk des Rezensenten leicht. Als er 1928 die Schriftleitung der Schweizerischen Musikzeitung übernahm, bot sich ihm Gelegenheit, seine Feder zu führen, eine Feder, die ebenso von einem gesunden, warmen Empfin-

den geleitet war, wie auch von einem nicht gewöhnlichen Sinn für Humor. Dass er seit 1944 als erster Musik-Rezensent in der "Tat" die Opern- und Konzert-Kritik besorgte, war für unsere Zeitung ein Gewinn und eine Ehre. Manchmal mag ihm wohl der Zwang lästig geworden sein, ein musikalisches Erlebnis mit der Sonde des Kritikers untersuchen zu müssen. Er verlor nie die Freude am Schönen, er vermochte es unbefangen zu geniessen und er war ein durchaus vom Musischen erfüllter Mensch. Er war kein Musikwissenschaftler, kein Musikhistoriker, kein analytischer Denker. Für ihn existierte noch die Ganzheit des musikalischen Ereignisses in seiner unmittelbaren Beziehung zum Menschen. Wenn er ein fremdes Werk beurteilte, so stand ihm der Kanon seines eigenen Schaffens vor Augen und das sichere Gefühl für Wert und Unwert. Ich erinnere mich an zwei Abende, an denen Werke von ihm gespielt wurden, wo ich neben ihm sass und darüber erstaunte, wie er beim Anhören seiner eigenen Werke mit einer beinahe kühlen Objektivität und ohne den geringsten Schein von Autoreneitelkeit oder Ambition zuhörte und zu urteilen vermochte. Jedes Gespräch mit ihm, wenn es auch nur um sachliche oder berufliche Dinge ging, wurde oft durch eine Bemerkung von allgemeiner Bedeutung belebt und bedeutend, oder ein treffendes Scherzwort machte den Schluss. Wie ironisch konnte er sein, und doch glaube ich nicht, dass er jemals verletzte. Er war sich der Verantwortung bewusst, die mit der Äusserung in einer über die lokalen Bereiche wirkenden Zeitung verbunden war. Karl Heinrich David schrieb seine Berichte nicht mit kühlem Verstand. Er vereinte ja zwei Eigenschaften, die selten zusammentreffen: schaffender Künstler und Kritiker zu sein, wie Schumann, Hugo Wolf. Er schrieb als musikalischer Enthusiast und mit dem feinen Sinn des Künstlers. -

*

VIOLINVORTRAG

von Stefi Geyer
-mit Orgelbegleitung-

A n d a n t e

von Francesco Veracini

*

So übergeben wir den Leib dem Feuer, dass er Staub und Asche werde. Ihn selber befehlen wir der Barmherzigkeit unseres Gottes, auf die wir für uns selber bauen und trauen wollen. Und als Christen sprechen wir in gläubiger Zuversicht: "Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn."

"Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und was in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieb haben."

A m e n .

*

G E B E T

Herr, unser Gott, himmlischer Vater! Alles, was wir in dieser Stunde empfinden an Traurigkeit über das abgeschlossene Leben, an Dankbarkeit für seinen reichen Inhalt, an Wehmut im Blick auf unsere eigene Sterblichkeit, wir fassen es zusammen in die Worte, die dein Sohn uns gelehrt hat:

Unser Vater, der du bist in den Himmeln!
Dein Name werde geheiligt.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.
Gib uns heute unser täglich Brot.
Und vergib uns unsere Schulden,
wie auch wir vergeben unseren Schuldnern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

A m e n .

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen im Leben und im Sterben.

A m e n .

*

ORGEL-AUSGANGSSPIEL

C h o r a l

" Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut "

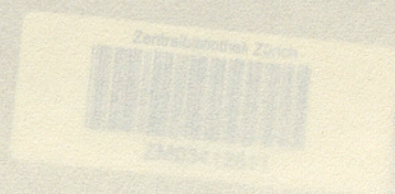
von Max Reger

*

Beethoven
Archiv-Exemplar
1800-1800

**Bereinigtes
Archiv-Exemplar
überreicht von**

steno-zuerich



Zentralbibliothek Zürich



ZM03412811

